

Kathleen Vereecken

**Alles
wird
gut,
immer**



Kathleen Vereecken

Alles wird gut, immer

Mit Bildern
von Julie Völk

Aus dem Niederländischen
von Meike Blatnik



GERSTENBERG



Das war das schönste Geschenk der Welt und wir hatten es einfach so bekommen.

Es war die Welt selbst.

Eine Blechkugel, fußballgroß, mit allen Ländern darauf.

»Was ist das viele Blaue?«, fragte Clara.

»Das ist das Meer«, sagte Rosa.

»So viel Meer.«

Es klang wie ein Seufzer.

Ich schüttelte die Kugel. Innen drin klapperte etwas. Ich zog und drückte. Aber meine Hände waren zu klein, um die beiden Hälften auseinanderzubekommen, meine Finger nicht kräftig genug. Ich rutschte bei Russland und Afrika ab.

Zum Glück waren da die Hände meines Vaters. Groß, stark, rau und sanft. Die Hände eines Tischlers. Er hielt die Kugel mit beiden Händen fest und drehte sie. Kraftvoll und vorsichtig, genau so, wie er alles machte. Genau so, wie er war.

»Bonbons!«, rief Clara.

Alle fünf durften sich eines aussuchen. Zuerst Clara, die mit ihren fünf Jahren die Jüngste der Rasselbande war. Danach Jules. Und ich. Und schließlich Rosa. Große, kluge, brave Rosa.



Clara trug eine halbe Welt voller Bonbons zu Oscar, der am Küchentisch saß. Er las die Zeitung, in die das Stück Speck eingeschlagen war. Er las viel, Oscar. Clara zupfte ihn am Ärmel.

»Lutschbonbon?«

Oscar schüttelte den Kopf und lächelte. Er zog ein Päckchen Tabak und Zigarettenblättchen aus seiner Hosentasche. Mit einem Seitenblick auf Clara formte er eine braune Wurst auf dem Papier. Er rollte Tabak und Papier zusammen ein, leckte einmal schnell daran und hielt Clara die Zigarette unter die Nase.

»Das ist was zum Lutschen für große siebzehnjährige Jungs«, sagte er augenzwinkernd.

»Ich darf auch bald«, sagte Jules mit ausgebeulter Wange. Die Beule verschwand und erschien auf der anderen Wange.

»Werd erst mal zwölf, dann sehen wir weiter«, sagte mein Vater.

»Fang erst mal an zu arbeiten wie ich«, sagte Oscar, der meinem Vater in der Tischlerei half.

Er steckte sich die Zigarette in den Mund und hielt ein brennendes Streichholz daran.

»Das stinkt«, sagte Clara.

»Schmeckt trotzdem.«

»Gar nicht.«

»Ist genauso lecker wie alter Käse«, hielt Oscar dagegen. »Der stinkt auch.«

Ich war froh, als die Kugel wieder verschlossen und die Welt ganz wurde. Denn ich konnte mich nicht sattsehen. Ich drehte die Kugel hin und her. Und endlich fand ich einen kleinen gelben Tupfer, auf dem Belgien stand. Mit der Spitze meines Zeigefingers drückte ich darauf, bis nichts mehr davon zu sehen war.

»Hier wohnen wir.«

»Gar nicht, das ist viel zu klein«, sagte Clara.

»Ist aber so.«

»Die Niederlande sind genauso klein«, zeigte Rosa. »Aber guck mal, wie groß Deutschland ist. Und Frankreich.«

»Französischland«, sagte Clara.

»Was sagst du?«

»Deutschland, Französischland.«

»Sie hat recht«, sagte Jules.

»Und hier, im Meer, liegt England«, fuhr Rosa fort.

Clara schaute und schüttelte den blonden Haarschopf. Die Lippen schoben sich trotzig vor.

»Engeland liegt im Himmel.«

Leises Gelächter erklang hinter uns. Clara streckte die Arme nach oben. Meine Mutter hob sie hoch und drückte sie an sich.

»Erzähl mal, Clara«, flüsterte sie in Claras Ohr, »erzähl mir mal, warum liegt England im Himmel?«

»Weil in Engeland die Engel wohnen.«

Wir lachten alle. Lachten zu laut, denn Clara presste ihr Gesicht an den Hals meiner Mutter. Das Einzige, was ich noch sah, waren ein Ohrläppchen und ein Stück Wange, die sich rot färbten.

»Nicht weinen, Clara.«

Rosa strich ihr sanft über den Rücken.

»Ich weine nicht. Ich bin wütend!«, erklang Claras erstickte Stimme.

Ich dagegen hatte noch immer die Blechkugel in der Hand. Drehte sie hin und her, immer wieder, und konnte meinen Blick nicht von ihr lösen.

»Guck mal, Clara«, sagte ich. »All die Farben. Guck mal, wie schön die Welt ist!«

2



Die Luft war warm und mild und alle wussten, was das bedeutete. Die Prozession würde bald stattfinden. Der große Umzug, die Jungen in Schwarz, die Mädchen in Weiß wie Prinzessinnen.

Wir sollten beten, selbstverständlich. Beten für unsere Liebsten. Beten für die Kranken. Beten für die Armen. Beten für alle, die es nötig hatten. Manchmal klappte es nicht richtig, weil ich währenddessen an andere Sachen dachte. An die Wurst mit Apfelmus, die wir nachher essen würden. An Jules, der seine Zunge einrollen konnte im Gegensatz zu mir. An das große Muttermal auf der Oberlippe der Fleischerin und daran, wie es sich beim Sprechen bewegte. Sie sprach viel und schnell, sodass das Mal in alle Himmelsrichtungen hüpfte. Aber noch mehr beschäftigte mich, worauf wir uns alle so freuten. Der Markt, der größer und schöner war als jeder andere Markt in der Umgebung. Und vor allem, ja, vor allem die Kirmes.

Johanna und ich redeten schon seit Wochen davon. Bald, wenn



Kirmes ist, sagten wir dann. Jeden Tag. Wir brauchten den Satz nicht mal zu beenden, um zu wissen, was die andere dachte. Wir lächelten einander an, als hätten wir ein Geheimnis. Sie ganz ruhig mit geschlossenem Mund, ich mit breitem Grinsen. Und manchmal brach das Lachen aus mir hervor. Kurz und spitz, wie das Piepen einer Maus.

Das konnte ich nur mit Johanna, auf diese Weise gucken und lachen und schweigen. Nur beste Freundinnen können das.

Auf dem Schrank stand eine Sparbüchse. Seit Wochen sparten wir jeden Cent, den wir entbehren konnten. Wir würden feiern und fröhlich sein. Und während all unserer Vorbereitungen beteten wir auch um Sonne.

Wir waren froh. Aber vielleicht stimmt das nicht ganz. Wir taten so. Wir lachten zu doll, redeten zu laut. Damit wir nicht hörten, was alle dachten. Damit wir nicht über das nachdenken mussten, was uns Angst machte.

Ich wusste es, auch wenn ich es nicht wissen durfte. Ich hörte es aus den wilden Geschichten der älteren Jungen aus unserer Straße heraus. Aus Oscars Schweigen, wenn er zu lesen auf-

hörte. Aus der plötzlichen Stille meiner Eltern, die jedes Mal eintrat, wenn ich ins Zimmer kam. Das war eine Stille, die schwer in der Luft lag. Eine Stille, die mehr wog als ein Rucksack voller Steine.

Natürlich kam ich nie einfach so herein. Ich lernte zu schleichen, zu warten, den leisen Stimmen meiner Eltern zu lauschen. Auch wenn sie von Dingen sprachen, die mein Herz höherschlagen und meinen Mund trocken werden ließen. Vor allem das eine Wort, das Mal für Mal wiederkehrte: Krieg.

Paulus von der Bäckerei behauptete zu wissen, was los war. Es hatte einen Mord gegeben. Nicht ein, sondern gleich zwei Menschen waren in einem weit entfernten Land umgebracht worden. Und darum gab es Krieg.

Was ist Krieg?, wollten alle wissen. Was passiert dann?

Es wird gekämpft, erzählte er. Häuser werden in Brand gesteckt, Bomben geworfen. Und Menschen erschossen.

Aber mich interessierte bloß, warum. Denn, ganz ehrlich, mir blieb das Ganze ein Rätsel.

Ich nahm meinen Blechglobus, drehte ihn hin und her. Doch ich konnte es nirgends finden, das weit entfernte Land. Erst viel später sollte mein Vater es mir zeigen. Ein violetter Tupfer. Ein harmloser violetter Tupfer, kaum größer als Belgien. Und nicht mehr als einen Daumen breit von uns entfernt. Einen von Claras Daumen, wohlgemerkt.



Als Tanttanna kam, wurde alles anders. Zumindest kurzzeitig.

»Tante Anna, zwei Worte«, sagte Rosa.

Jedes Jahr sagte sie dasselbe. Und jedes Jahr lachten wir sie aus und fragten: »Tan Tanna?«

Wir hätten Rosa nicht so ärgern dürfen. Nicht sie. Aber es fiel uns schwer, es nicht zu tun. Rosa war immer so ernsthaft. Und wir, wir wollten nichts als spielen. Über alles lachen, was ernst war. So war das bisweilen in meinem Kopf. Schlimme Dinge brachten mich zum Lachen. Ich weiß nicht, warum. Das passierte einfach. Wenn der Lehrer wütend war und lange nachdrücklich schwieg, während er mich ansah. Wenn jemand mir erzählte, dass seine Oma gestorben war, und sehr ernst dabei guckte. Wenn jemand hinfiel und sich schnell wieder aufrappelte, in der Hoffnung, dass es niemand bemerkt hatte. Dann musste ich lachen, obwohl ich wusste, dass Hinfallen wehtun kann. Ebenso wie eine tote Oma. Besonders wenn es eine liebe



Oma war. Manchmal machte ich Menschen damit wütend. Manchmal machte ich sie auch traurig und dann war ich beschämt. Trotzdem half das nichts. Ich lachte weiter.

An einem warmen Tag kurz vor der Kirmes wirbelte Tantanna herein. Sie verströmte den Duft von Maiglöckchen, der sofort das ganze Haus erfüllte. Nur Tantanna roch so. Das war der Duft von Sommer und von Fröhlichkeit. Sie legte ihren blauen Federhut auf die Anrichte und drückte ihre Locken in Form. Sie tupfte sich den Schweiß mit einem Spitzentaschentuch von Stirn und Oberlippe. Lachte hoch auf und verteilte Geschenke. Sie drückte Clara, die an Tantannas Busen wehrlos nach Luft rang.

Sie strich Jules über den Kopf, kniff mir in die Wange und zwinkerte Rosa zu. Oscar und meinen Eltern gab sie jeweils drei Küsse. Nicht in die Luft, sondern kräftig schmatzend auf ihre Wangen.

Sie hatte noch nicht ein einziges Wort gesprochen und wir waren schon beglückt von ihr.

Tantanna wusste viel. Mehr als wir und alle anderen. Denn sie kam aus Brüssel und jeder wusste, dass Brüssel im Herzen Belgiens lag. Alle Neuigkeiten kamen von dort. Und die Neuigkeiten, die mit Tantanna reisten, waren gut.

»Und, Anna?«, fragte meine Mutter leise.

Tantanna lächelte und schüttelte den Kopf.

»Es wird keinen Krieg geben«, sagte sie und wir glaubten ihr sofort.

Mein Vater streckte den Rücken durch und sah in die Runde.

»Du hast recht, Anna. Das ist die sicherste Ecke Belgiens. Wenn nicht auf der ganzen Welt.«

Ich wollte ihm sagen, dass die Welt rund war. Dass eine Kugel keine Ecken hat. Stattdessen schwieg ich und lachte, weil alle lachten.

»Alles wird gut«, sagte meine Mutter mit einem Seufzer. »Am Ende wird immer alles gut.«

Wir setzten uns an den Tisch, aßen Pflaumenkuchen und tranken Kaffee. Die ganze Zeit über erzählte Tantanna von Brüssel und den Geschäften und den großen Boulevards, auf denen so

viele Automobile fahren. Einfach so über die Straße zu gehen, das ließ man inzwischen lieber sein. Wir schwiegen und lauschten und sahen, wie die Röte ihrer Wangen sich immer weiter ausbreitete. Ganz bis zum Hals hinunter.

Dann verstummte sie und sagte, sie sei müde.

An diesem Abend ging ich mit zwei großen Stücken Pflaumenkuchen im Bauch schlafen. Trotzdem fühlte ich mich leichter als je zuvor.

Ich sah nicht, wie sich meine Eltern in den nächsten Tagen langsamer bewegten. Wie angestrengt ihr Lächeln wirkte, bis es schließlich verschwand. Ich sah nicht, wie sie mit anderen Erwachsenen zusammenstanden und flüsterten. Ich sah nicht, wie Tantanna auf ihre Unterlippe biss und ihren Kopf erneut schüttelte. Ohne zu lächeln diesmal. Natürlich sah ich das schon alles. Aber ich wollte nicht.

Es war Kirmes. Die Bratäpfel waren genauso süß wie in den Jahren zuvor, die Drehorgel des Karussells klang genauso laut und falsch. Ich hakte mich wie immer bei Johanna unter. Gemeinsam hüpfen wir singend und lachend zwischen den Karussells und Ständen hindurch. Wir setzten uns ins Kettenkarussell, bis uns schwindelig war, aßen Süßigkeiten, bis wir Bauchweh hatten. Wir wussten, dass wir selbst schuld waren, und konnten gut damit leben. Gemeinsam gingen wir zum Feld mit der Kapelle,

pflückten Blumen und hielten sie in unseren verschwitzten Händen, bis sie die Köpfe hängen ließen. Als auch Rosa, Jules und Clara zu uns stießen, liefen wir kreischend und kichernd hintereinander her. Ich entfernte mich von den anderen, so weit es ging. Und das war weit, denn die Fläche war groß und grün und uferlos. Doch Johanna folgte mir, kam ins Straucheln und hielt sich im Fallen an meinen Beinen fest. Ich fiel bäuchlings ins Gras, und obwohl das einen kurzen Augenblick ziemlich schmerzhaft war, konnte ich mich kaum halten vor Lachen. Ich lachte, bis mir der Bauch wehtat.

Keuchend blieben wir nebeneinander im Gras liegen und sahen zu, wie sich das Blau des Himmels allmählich orange färbte. Die Wolken waren durchsichtig und fein wie Engelshaar.

»Wie kann das sein?«, fragte ich mich laut.

»Was denn?«

»Wie kann es sein, dass wir nicht mehr als ein gelber Tupfer auf der Welt sind? Alles ist so groß.«

Johanna antwortete nicht. Ich schloss meine Augen und hörte in der Ferne den Kirmesrummel dröhnen.

»Hast du keine Angst?«, fragte Johanna da. »Vor dem Krieg?«

Ich gab keine Antwort. Das Orange färbte sich rosa.

Ich streckte meinen Arm aus und hielt ihre Hand fest. Sie drückte sie leicht.

Ich wäre am liebsten so liegen geblieben und stellte mir dabei vor, dass alles so bliebe, wie es jetzt war. Sommer, Kirmes, der

Geruch von Gras und Feldblumen in meiner Nase. Und wir zwei, die Hand in Hand die Farben des Himmels betrachteten. Als es in der Ferne endlich stiller wurde, hörte ich nur noch meine Mutter in meinem Kopf, die sagte, dass alles gut werden würde. Immer.

Und dann erklang ihre Stimme wirklich.

Dass es spät sei. Und Schlafenszeit.

Dass ich nach Hause musste.

Ich verdrehte die Augen und verabschiedete mich von Johanna.



Am nächsten Tag brach Tantanna auf.

Unser Haus roch wieder nach geschmorten Zwiebeln und Kernseife, wie immer. Das hätte normal sein sollen, fühlte sich aber leer an. Ich glaube, wir alle vermissten Tantannas Maiglöckchenduft. Als wüssten wir, dass es das letzte Mal gewesen war.



ie kamen mit Wagen voller Töpfe und Pfannen, Decken und Matratzen. Männer, Frauen und Kinder. Sie kamen aus Richtung des Krieges. Ab und zu führten sie eine Kuh oder Ziege an einem Strick mit sich.

Ich hörte Städtenamen, die ich nur aus dem Unterricht kannte. Lüttich. Löwen. Antwerpen.

Flecken auf der belgischen Landkarte, die vorne im Klassenzimmer hing. Sie waren nicht mal auf meinem Globus zu finden. Trotzdem brannten sie lichterloh, wie man sich erzählte. Die Deutschen waren das gewesen. Hatten Häuser und Gebäude angezündet, Menschen getötet. Sogar Kinder. Fliehen schien sicherer als bleiben. Folglich kamen sie zu uns.

In den einen kleinen Streifen Belgiens, der noch nicht von den Deutschen besetzt war. Die sicherste Ecke der Welt.



Natürlich kamen sie zu uns. Hätte ich auch gemacht. Das beruhigte mich. Solange sie hierherkamen, wussten wir, dass hier alles in Ordnung war.

Sie sprachen seltsam, die Flüchtlinge. Einige sprachen Französisch, wie ich heraushörte. Noch mehr wunderte ich mich über einen Teil der Flamen. Was die von sich gaben. Das klang wie unsere Muttersprache und doch wieder nicht. Sie klangen seltsamer als die Französisch sprechenden Wallonen. Fisch war fies. Betten klang wie Bitten. Pfanne wie Pfennig. Und das war noch halb so schlimm. Anderes verstand ich überhaupt nicht.

Wir sahen der vorbeiziehenden Karawane vom Straßenrand aus zu. Den sorgenvoll dreinblickenden Frauen, den müde wirkenden Männern. Den Kindern, die den Eindruck machten, als hätten sie sich verlaufen und glaubten nicht, den Weg jemals zurückzufinden.

Einmal hatte ich einen Traum, in dem ich unser Haus nicht mehr wiederfand. Die Nachbarhäuser standen unverrückbar nebeneinander. Unseres jedoch war weg. Es gab nicht einmal mehr ein »Uns«. Niemand kannte mich. Niemand hatte je etwas von meinen Eltern gehört. Ich war allein und verloren.

Genau so mussten sie sich jetzt fühlen. Wie in einem schlimmen Traum, nur in Wirklichkeit.



»Alles wird gut«, sagte meine Mutter. Ich wusste nicht genau, ob sie das zu einer vorbeitrottenden Frau oder zu uns sagte. Vielleicht sagte sie es einfach zu sich selbst.

Mein Vater legte einen Arm um sie. Er strich ihr über die Schulter und küsste sie wie immer seitlich am Kopf. Etwas über dem Ohr, wo ihr Haar die Haut bedeckte.

»Am Ende wird alles gut«, sagte er.

Oben auf dem Handwagen saß ein Mädchen mit dunklen Locken. Ihr Gesicht und ihre Kleidung waren verschmutzt. Sie hielt ein Baby im Arm. Ihr Vater zog den Wagen, ihre Mutter lief mit einem kleinen Jungen an der Hand nebenher. Das Mädchen fiel mir auf, weil sie sich von den übrigen unterschied. Ich glaube, es war ihre Haltung: fest und aufrecht, mit zurückgezogenen Schultern. Besonders ihr Blick fesselte mich. Sie sah nicht verloren aus. Sie wirkte gelassen. Und stark.

Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden. Konnte nicht anders, als ihr nachzusehen. Auf einmal drehte sie sich um und sah mich über die Schulter hinweg an. Die Sonne und der Wind spielten mit ihren Locken. Der Wind hob sie närrisch in die Höhe, als trüge sie einen Hut, der Licht ausstrahlte. Ich musste lachen, auch wenn mir schließlich nicht mehr als ein Seufzer entglitt. Das Mädchen lachte auch und winkte. Vorsichtig, mit einer Hand. Dann legte sie beide Arme wieder um das Baby und blickte nach vorn.



ir gingen zur Schule, doch niemand wusste, wie lange noch. Der Lehrer machte einfach weiter und zeigte mit seinem Lineal auf die Tafel. Wir leierten das Einmaleins herunter, machten Übungen in unserer Kladde, schrieben mit der Zungenspitze aus dem Mund Diktate und Aufsätze und beteten jeden Morgen länger. Nur die Landkarten hingen verloren herum. Wir bemerkten, wie der Blick des Lehrers abschweifte, zweifelte. Wir lernten nichts mehr über die Welt. Wir lernten nichts mehr über Geschichte. Denn Geschichte handelte oft von Kriegen.

Es war, als würde der Lehrer es für sinnlos halten. Denn vielleicht war ja in Kürze alles anders.

In der Sonntagsmesse hielt der Pfarrer seine Predigt, wie gewöhnlich. Alle hörten zu, noch aufmerksamer als sonst. Als er fertig war mit dem, was er sagen wollte, hörten die Menschen nicht auf ihn anzusehen. Er erwiderte den Blick, während die

Lippen zu einem schmalen Strich wurden. Kein Geräusch war zu hören. Dann holte er tief Luft.

»Es ist Krieg«, sagte er. »Keiner weiß, wie lange er dauern wird. Wir wissen nicht, ob er auch hierherkommen wird. Aber lasst uns weitermachen wie immer. Das ist das Einzige, was ich euch dazu sagen kann. Verhaltet euch normal.«

Das war etwas, über das ich lange nachdenken musste. Wie verhielt man sich normal? Sich auffällig verhalten war leicht. Albern und anstrengend sein auch. Doch wie sich normal verhalten aussah, wusste ich nicht.

»Sollen wir normal spielen?«, fragte ich Johanna nach der Messe.

»Ja, wir spielen, dass wir normal sind«, sagte sie.

»Normal sein oder sich normal verhalten?«

»Ist das nicht dasselbe?«

»Nein, ich glaube nicht. Wenn du normal bist, dann brauchst du es nicht zu spielen.«

»Und jetzt?«

»Ich weiß nicht.«

Wir gingen nebeneinander her, ohne ein Wort zu sagen. Ganz normal. Bis wir in Lachen ausbrachen und beschlossen, dass sich normal zu verhalten blöd war.

Als wir eines Tages Anfang Oktober alle zusammen nach Hause gingen, stießen wir mitten auf der Straße auf zwei in die Höhe gereckte Hintern. Paulus und sein Vater Mon knieten auf dem

Boden. Ein Ohr auf das Kopfsteinpflaster gedrückt. Jules lief auf Zehenspitzen zu ihnen und tat so, als hole er mit einem Bein schwungvoll aus. Als wollte er ihnen gleich einen Tritt in den Hintern verpassen.

»Jules«, ermahnte ihn Rosa leise.

Jules zuckte die Schultern. Ich prustete laut heraus.

Wir hielten an.

»Psst«, machte Mon, obwohl niemand etwas gesagt hatte.

Langsam richtete er sich auf, Paulus machte es ihm nach. Er tippte gegen seine Mütze, bis diese wieder richtig auf seinem Kopf saß. Mit einem Seufzer klopfte er sich den Staub von der Hose.

»Hast du's gehört?«, fragte er Paulus.

Paulus nickte.

»Was gehört?«, fragte Rosa.

»Den Krieg, mein Kind. Den Krieg.«

»Man hört die Kanonen donnern!«, sagte Paulus aufgeregt.

»Ja, so ist es«, sagte Mon.

Daraufhin machten sich beide auf den Weg. Mon schwer und bedächtig, Paulus, als stünde die Kirmes neuerlich bevor.

Clara kniete sich hin. Ich lachte nicht mehr. Ich machte mit, zusammen mit Johanna. Und neben mir taten Rosa und Jules dasselbe. Fünf Hintern in der Höhe, fünf Ohren gegen das Kopfsteinpflaster gedrückt.

»Ich höre nichts«, sagte Clara.

»Psst«, machte Jules.

Erst als die Knie anfangen zu schmerzen, standen wir wieder auf. Wir sahen einander an, zuckten die Schultern und schüttelten den Kopf.

»Kein Krieg«, sagte Jules.

»Kein Kri-ie-hi-hiiiiieeeg!«, sang Clara. Sie kurbelte an Rosas Arm herum wie an einer Pumpe.

Wir setzten uns im Rhythmus von Claras Lied wieder in Bewegung.



Der Himmel war grau an diesem Tag. Als es jedoch dämmerte, färbte sich der Horizont orange. Erstaunt sprang Clara auf und zeigte darauf. »So schön!«

»Wie ist das möglich?«, fragte ich. Ich kniete mich rücklings auf die Sitzfläche meines Stuhls und steckte meinen Kopf durch die Gardinen. »Die Sonne scheint nicht mal.«

Niemand antwortete. Ich drehte mich um. Oscar stand reglos, die Hände in seinen Hosentaschen. Eine dünne Zigarette klebte an seiner Unterlippe. Er schwieg. Meine Mutter hielt sich die Hand vor den Mund. Mein Vater runzelte die Augenbrauen und zog Clara auf den Schoß.

»Das ist keine Sonne«, sagte Rosa. »Das ist der Krieg.«



Alle hatten Mitleid mit den Flüchtlingen. Oder fast alle. Wer etwas entbehren konnte – Brot, Milch, Speck – gab es her. Doch der Strom riss nicht ab und allmählich veränderte sich etwas in den Gesichtern mancher Menschen. Ihre Augen wurden schmaler, ihre Lippen dünner. Es reichte ihnen. Die traurigen Gestalten würden uns die Haare vom Kopf fressen, hörte ich. Sie nähmen uns außerdem die Arbeit weg. Das sei ungerecht, sagte die Nachbarin. Schmarotzer seien das, tönte es beim Fleischer. Dass es vielleicht ein wenig viel wurde, aber dass wir trotzdem helfen mussten, wo wir konnten, bekam ich von meiner Mutter zu hören. Denn wir hatten Glück. Das durften wir unter keinen Umständen vergessen. Wir hatten großes Glück. Folglich setzte sie einen großen Kessel Suppe auf. Ab und zu konnten wir damit eine Familie glücklich machen. Oder zumindest weniger traurig. Daran, selbst zu fliehen, dachten wir nicht. Zumindest nicht laut. Wir waren die Glücklichen.

Manchmal, wenn meine Eltern uns nicht hören konnten, spielte ich mit Jules, dass wir flohen.

»Du hast eine Stunde Zeit, um zu packen. Was nimmst du mit?«, fragte ich.

»Einen warmen Pullover. Warme Schuhe. Eine warme Decke. Warme Suppe. Meine Murmeln.«

»Und wohin fliehst du?«

Ehe er antworten konnte, nahm ich den Globus zur Hand.

»Wirf ihn ein Stück hoch, ohne zu gucken. Und leg dann irgendwo deinen Finger drauf.«

Wir saßen im Gras hinter der Kapelle. Wenn Jules die Kugel fallen lassen sollte, würde sie weich fallen.

Jules schloss die Augen, warf den Globus in die Luft und fing ihn sicher wieder auf. Sein Finger landete auf Grönland.

»Gut gepackt, mit all deinen warmen Sachen«, sagte ich. Ich wusste nämlich, dass auf Grönland Eskimos wohnten. Und Eskimos sind praktisch die Eisbären unter den Menschen.

»Jetzt du«, sagte Jules.

Ich schloss die Augen und überlegte.

»Ein Kleid von Rosa. Das schönste, das mit der blauen Schleife. Ihre Stiefel. Ein großes Segel, gegen Regen und Sonne. Ein Foto von uns allen. Und den hier.«

Ich öffnete meine Augen und hielt den Globus in die Höhe.

»Warum ein Kleid und Stiefel von Rosa?«

»Weil ich immer größer werde.«



»Der Krieg wird nicht so lange dauern.«

»Nein, natürlich nicht. Aber vielleicht wachse ich ja ganz schnell.«

»Und was zieht Rosa dann an?«

»Kleider von Mama.«

»Und Mama?«

»Jetzt hör schon auf, Jules. Ich muss noch werfen.«

Ich schloss meine Augen wieder und warf. Der Globus landete im Gras. Ich drehte den Kopf weg. So wirkte es, als ob ich ehrlich spielte. Ich ertastete die Kugel, fühlte schnell, wo sich die Naht zwischen den beiden Hälften befand, und legte meinen Finger auf das Metall. Den Äquator wollte ich. Ein Ort, an dem es immer warm war. Das hatten wir in der Schule gelernt und seit jenem Tag war das das schönste Wort, das ich kannte.
Äquator.

Irgendwann würde ich dorthin gehen und Johanna würde mitkommen. Wir würden in einem Haus am Strand wohnen, das war jetzt schon beschlossene Sache.

»Platsch!«, sagte Jules. »Nimm besser einen Badeanzug mit.«
Ich öffnete die Augen. Mein Finger ruhte mitten im Blau des Ozeans.

»Noch mal von vorn«, sagte Jules.

Das zweite Mal schummelte ich nicht. Mein Finger landete auf Brasilien.

»Das ist weit weg«, sagte Jules.

»Immerhin warm«, sagte ich.

»Flieden wir denn nicht zusammen?«

»Jetzt hör auf, Jules. Wir bleiben einfach hier.«

Und dann kam Johanna mit der Schubkarre ihres Vaters. Ich setzte mich hinein, Jules schob und Johanna lief nebenher.

»Ist es noch weit, Mama?«, quengelte ich.

»Das weiß niemand so genau, Kind«, sagte Johanna.

»Ich bin müde, ich hab Hunger«, sagte ich.

»Psst, Kind«, sagte Jules. »Wenn du so weitermachst, verkaufe ich dich an die Deutschen.«

Da musste ich dann still sein.